



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1931

11 (1931)

Caritasblüten

Nr. 11

1931



Was löscht in Fegfeuers Tiefen
Die nagende, brennende Glut?
Es ist eine kühlende Quelle
Das heilige, kostbare Blut.
O laßt es uns opfern und weihen
Für alle in Fegfeuers Pein,

Daß viele der leidenden Seelen
Recht bald doch erlöst mögen sein.
Dies Blut, es löscht die Flammen
Und lindert die schreckliche Qual,
Befreiet die leidenden Seelen
Und führt sie zum himmlischen Mahl.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Das Fest Mariä Himmelfahrt ist jedes Jahr ein großer Freudentag in unserer Genossenschaft. Am Vorabend führt die liebe Himmelsmutter jährlich eine kleine Schar neuer Bräute ihrem göttlichen Sohne zu bei der feierlichen Einkleidung der Postulantinnen. An ihrem Festtage selbst führt sie junge Novizinnen, die ihre Probezeit bestanden haben, zur ersten Profeseß, während sie den Schwestern, welche bereits drei Jahre mit zeitlichen Gelübden im Dienste Gottes ihre Treue bewiesen, den Ring der ewigen Gelübde an den Finger steckt.

Diese Feier wurde am 15. August noch erhöht durch das silberne Jubiläum, das einige Schwestern an diesem Ehrentage feiern konnten.

Eingekleidet wurden:

Postulantin	Kullas Elisabeth	Schwester	Ruth	aus	Schlesien
"	Stöcklein Anna	"	Sales	"	Bayern
"	Salz Gertrud	"	Hilmara	"	Rhld.
"	Höwekamp Gertrud	"	Alletha	"	Westfalen
"	Gosmann Maria	"	Gabrielis	"	Westfalen
"	Gasda Anna	"	Herlinda	"	Schlesien
"	Albert Theodora	"	Syra	"	Bayern
"	Kathgeber Maria	"	Hildegara	"	Bayern
"	Lang Sophie	"	Cirina	"	Saargebiet
"	Schwarze Helena	"	Adjuva	"	Westfalen
"	Wegener Maria	"	Lorenza	"	Westfalen
"	Ahrens Sybilla	"	Adoratrix	"	Rhld.
"	Hilgert Anna	"	Ligouri	"	Saargebiet
"	Alt Magdalena	"	Emerana	"	Saargebiet
"	Forster Anna	"	Serva	"	Bayern
"	Smets Louise	"	Johannesta	"	Rhld.
"	Münkel, Anna	"	Hermia	"	Hessen-Nassau
"	Linnemann Gertrud	"	Marco	"	Westfalen

Zur ersten Profeseß wurden zugelassen:

Schwester	Majellis Heiler	aus	Bayern
"	Theodora Issing	"	Bayern
"	Bernhilda Stein	"	Hessen-Nassau
"	Robertine Töschke	"	Rhld.
"	Cortona Limp	"	Rhld.
"	Savina Göb	"	Bayern
"	Regia Leinen	"	Rhld.
"	Juvenalis Bloklikowicz	"	Österreich
"	Edgara Schmitt	"	Bayern
"	Custodia Hemmers	"	Rhld.

Schwester	Silvestris Winterling	aus	Hessen-Nassau
"	Merita Weidenbacher	"	Wrttbg.
"	Reginata Hülsken	"	Westfalen
"	Clothwiga Conzen	"	Rhld.
"	Lothara Hassler	"	Baden
"	Klimaka Stobrawe	"	Schlesien
"	Leonides Vollmuth	"	Bayern
"	Digna Reber	"	Bayern
"	Ludolfa Herrmann	"	Bayern
"	Melita Knapp	"	Bayern
"	Tutta Stengele	"	Wrttbg.

Die ewigen Gelübde legten ab:

Schwester Emerentia, Schwester Emanuel, Schwester Theofila, Schwester Adria, Schwester Ignatiana, Schwester Helenis und Schwester Felicia.

Ihr silbernes Jubiläum feierten Schwester M. Bolonia und Schwester M. Celsa.

Wer tritt in die Reihen neuer jugendlicher Missionarinnen? Der Heiland ruft — möchten ihm doch viele folgen!



Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Am Abend des 5. April 1880 erschien auch der Simba in Maritzburg, sorgfältig ausgerüstet für die vierwöchige Reise ins Zululand, indem er sich mit einem Paar roter Beinkleider, die über den Knien abgeschnitten waren, und mit einem eisenbeschlagenen Stock versehen hatte. Das war sein ganzes Eigentum, das er mitbrachte, und daran trug er nicht schwer. Das „kituo hekundu“ oder „das rote Ding“, wie er seine Kniehosen nannte, mußte wohl in Europa, wahrscheinlich in Frankreich, einmal als militärisches Bekleidungsstück bessere Tage gesehen haben.

Es waren noch 6 schwarze Diener, alle Zulus, angestellt; nur der Ochsentreiber war ein Hottentott. Simba war bald bekannt mit ihnen, nur zu dem Letzten fühlte er sich nicht hingezogen.

Sehr frühe am Morgen des 6. April wurde der Ochsenwagen, der nicht weniger als 8000 Mark zu damaliger Zeit kostete; auf dem Marktplatz von Maritzburg eingespannt mit neun Paar starken, schönen Ochsen, von den jeder seinen ihm wohlbekannten Namen hatte, wie Bontshifi (Bohnen), batata (Süßkartoffel), kabitschi (Weißkohl), whisky (Schnaps), home (Bier); sinkwa (Brot), nyamayenkomo (Ochsenfleisch), banana umbila



Großartige Beratung

(Mais) usw.; lauter eßbare, appetitmachende Namen, welche den Ochsentreiber, in Erinnerung an solches, bei gutem Humor erhalten sollen.

Mr. Brown, der Kapitän und Alfons waren beritten; letzterer hatte einen herrlichen Silberschimmel von Mr. Brown zum Geschenk erhalten, während ersterer einen prachtvollen Hengst-rappen ritt, und der Kapitän erhielt einen Goldfuchs, ein ganz wunderbares Tier, welches ein Preisrenner war. Drei prächtige Jagdhunde, Eigentum des Mr. Brown, sprangen, vor Freude bellend, an den Pferden empor.

Gegen Abend kamen sie, nachdem sie den ganzen Tag hindurch weder einen Eingeborenen, noch ein größeres Tier erblickt hatten, im Orte Howick an, welcher von Maritzburg 12 englische Meilen entfernt liegt. In der Nähe bildet der Fluß Umgeni einen 110 Meter hohen Wasserfall. Die Reisenden wollten das herrliche Schauspiel noch am gleichen Abend genießen und machten hier also ihre erste Haltestelle. Die Sonne fing an sich zu neigen, als sie den Katarakt erreichten. Welch ein berückender Anblick trat ihnen hier entgegen. In tausend und abertausend Farben schimmerte im Strahl des sinkenden Tagesgestirns der Schaum des von den grünlichen Felsen in gerader Linie niederdonnernden Stromes, bald in die Farben des Regenbogens gekleidet, bald wie leuchtende Purpurfunken in die schwarze Tiefe stäubend, um gleich darauf in lichtem Goldgelb und flüssigem Silbergisch in den gähnenden Ab-

grund zu wirbeln. Es war ein unbeschreibliches Glühen und Sprühen und Funkeln.

Die dunklen Begleiter der Reisenden jagten sich Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung zu, welche beim Getöse der niederschießenden Wassermasse kaum mehr zu hören, geschweige denn zu verstehen waren. Einer von ihnen, natürlich nicht der Gescheiteste, er hieß Wana, wurde von seinem Erstaunen so weit hingerissen, daß er sich, auf dem Bauche kriechend, ganz nahe bis an den Rand des graufigen Kessels heranwagte, um das Aufschlagen des Wassers auf den Felskanten in der Tiefe beobachten zu können. Da, — Welch ein Entsetzen befiel die ganze Reisegeellschaft! — es weicht der Boden unter dem Drucke seines Oberkörpers, und mit einem von dem Donner des Falles fast erstickten Schmerzensschrei stürzte der Unglückliche vor ihren Augen in die gräßliche Tiefe. Alle waren wie versteinert. In dieser fürchterlichen Lage war es Simba, der sich zuerst wieder fand und seine Geistesgegenwart wieder zurückerhielt. Ohne durch die Gefahr, welche ihm selbst drohte, erschreckt zu werden, warf er sich flach auf den Boden und deutete den andern nur mit lebhaften Zeichen, ihn an den Füßen zu halten. Im Nu hatten Mr. Brown und der Kapitän den braven Simba bei je einem Bein gepackt. Alfons suchte im Wagen sofort nach einem Strick, womit sich Simba umgürten konnte, damit für ihn weniger Gefahr war.

Bald hatte Simba mit seinem scharfen Blicke in die Tiefe gespäht. Es währte nicht lange, dann gab er ein Zeichen, man möge seine Füße loslassen, und nachdem er mit merkwürdiger Behendigkeit einige Schritte rückwärts gekrochen war, sprang er leicht wie ein Kautschukmann auf die Beine.

„Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen!“ rief Simba, „ich will hinabsteigen; vielleicht lebt er noch!“ Schnell flocht er sich das Seil noch besser um den Leib, und nun ließen ihn die beiden Herren auf sein dringendes Verlangen hinab. Zum größten Glücke war die Höhe, von welcher Wana gestürzt war, nicht bedeutend; immerhin verging eine lange halbe Stunde, ehe sie von Simba ein Zeichen erhielten. Endlich erfolgte dieses. Sie zogen nach Kräften. Nun schwebte der Kopf Simbas über dem Rande empor, jetzt kam seine Schulter zum Vorschein, und darüber lag, wie ein kleines Kind auf den Armen getragen, der unglückliche Wana, aus vielen Wunden blutend. Noch ein Ruck, und Simba war mit seiner Last in Sicherheit gebracht. Der Zulu war zur allgemeinen Freude nicht tot, sondern nur betäubt, obschon er am Gesicht, an Armen und Füßen, sowie an der Brust schwere Verletzungen durch den Sturz davongetragen hatte.

Die Tiefe, in welche er gefallen war, ergab, nach dem Rettungsseil gemessen, ungefähr 10 Meter. Man konnte von

einem wahren Wunder sprechen, daß Wana nicht zerschellt war; er war in eine durch das stete Aufschlagen des Wassers gebildete Höhle gestürzt, hatte aber im Fallen einen ziemlich Teil des weichen Rasens mit sich gerissen, und diese weiche Masse war es, welche die Heftigkeit des Sturzes linderte und abschwächte.

Simba hatte bei dieser Gelegenheit glänzend gezeigt, daß er



Unsere Schulkinder mit ihren selbst gemachten Trommeln. „Des einen Leid ist des anderen Freud.“ Uns ist eine Kuh totgegangen und von deren Fell machten sich die Kinder Trommeln. Jeden Morgen marschieren sie mit Sang und Klang durch die Dörfer in die Mission.

eine mutige Seele besaß und daß er dem Namen, welchen er trug, Ehre zu machen verstand.

Der verunglückte Zulu wurde nach Howick gebracht und dort im Wirtshaus in Pflege gegeben. Der Kapitän ließ aus Pieter Maritzburg einen Arzt holen, welcher erklärte, Wana in acht Tagen soweit herzustellen, daß er der Reisegesellschaft nachfolgen könne. Wana blieb also in Howick und in der Pflege von Dr. Gouts.

Die Reisenden aber traten am andern Morgen bei prächtigem Wetter die Reise wieder an. Die Gegend, durch welche sie kamen, gewann fast bei jedem Schritt an Schönheit und Reiz. Wie breite Tafeln erhoben sich die Hügel und namentlich die gewaltige Felsenkette der im Westen sich emportürmenden Drakensberge; üppige Grasflächen, von Pferden und Kindern

beweidet, dehnten sich aus. Schlanke, ca. 20 bis 30 Meter hohe Kaktusbäume (Euphorbien), von denen die wie ein mehrarmiger Leuchter aussehende *Euphorbia grandicornis* auffiel, erhöhten den eigentlichen Zauber der Landschaft; daneben tauchte aus den Farnkräutern die seltsame Form des Farnbaumes (*Asplenium anisophyllum*) auf, von dessen 4 Meter hohen Stämmen die eleganten 2 Meter langen Zweige wie Reihersfedern niederwallten.

Gegen Mittag lagerten alle unter dem Schatten der Bäume, und das Mahl wurde bereitet. Die Eingeborenen waren fröhlich und guter Dinge. Simba, der sich mit unausgesprochener Vorliebe in der Nähe des Kapitäns und der des jugendlichen, ihm wohlgesinnten Alfons aufhielt, um sich dadurch, wie es schien, in den Augen der anderen Afrikaner selbst zu heben, hatte den Auftrag erhalten, die Jagdgewehre zu putzen.

Nicht weit von dem Lagerplatz entfernt, rollte ein ziemlich kräftiger Fluß sein blinkendes Wasser in die Tugula, den Grenzfluß zwischen britischem Boden und dem Zululand James; der Hottentott und Ochsentreiber hatte sich mit den Tränkeimern an den Fluß begeben, um Wasser für die Ochsen zu holen. Auf einmal stieß er ein durchdringendes Geschrei aus und lief ohne Tränkeimer zurück. „Dort, dort!“ stieß der Bursche entsetzt hervor und deutete auf eine gewisse Stelle am Ufer. In demselben Augenblicke schrien die anderen Diener, Zulu-boys, auch schon: „Ingwenya! Ingwenya!“

Ein junger Alligator lag im Sande und glogte nach der Richtung, wohin der Hottentott, den er sich offenbar zur Beute ausersehen hatte, entflohen war. Die Zulus wollten ihm sogleich mit Prügeln auf den Leib rücken, aber Alfons hielt sie zurück und sandte dem kleinen Krokodil eine Kugel nach; darauf machte dieses eine langsame Bewegung und verschwand im Wasser. Die Zulus erklärten, daß die Alligatoren in diesem Fluß sehr selten, aber in der Tugula häufig seien. Inzwischen war es Abend geworden.

Ein lustiges Feuer brannte, und wohlriechender Bratenduft entstieg demselben. Mr. Brown hatte eine Antilope geschossen, außerdem mehrere Wildenten, und nun konnte eine gute Mahlzeit bereitet werden. Simba erwies sich auch als Koch sehr praktisch, und nachdem alles wohl gelungen, saßen die Reisenden gemütlich beisammen; auch die schwarzen Diener alle in deren nächster Nähe, während die Ochsen schon an die Deichsel festgebunden waren, aber ebenfalls noch grasen konnten. Es war ein friedliches Bild. Am Himmel blinkten tausend und abertausend glänzende Sternlein und sahen auf die traumselige Wildnis hernieder. Alle waren ziemlich munter; nur Simba schien sehr still, immer gedankenvoll, wie über ein Geheimnis nachsinnend.

Zuletzt fiel dies auch dem Kapitän auf und er fragte: „Simba, Du unser guter Koch und getreuer Reisegefährte, sag', was sinnst Du, was ist es, was scheint Dich zu beunruhigen? Immer schaust Du zurück, von wo wir hergekommen. Denkst Du noch immer an den armen Wana, dem Du so mutvoll sein Leben gerettet?“ —

„Bwana, Du hast Recht gesprochen, und Dein Geist ist sehr weise, da Du die Gedanken meines Herzens sehen kannst. Es ist, wie Du gesprochen, Bwana (Herr), ich denke zurück an diese Stelle, tief, tief unten am brausenden Wasserfall, — aber nicht Wana ist es, an den ich denke und was ich sinne. — Mein Geist hat etwas anderes gesehen, aber was war es? Ob Tod oder Leben, ich weiß es noch nicht — doch ein guter Geist, den ich an bete, der wird mir's offenbaren, Bwana“ sagte Simba sehr ernst und bescheiden.

Alle hatten, während Simba, der tapfere Zulu so sprach, aufmerksam zugehört, und es war dann unwillkürlich eine gedankenvolle Pause entstanden. Da ergriff Mr. Brown, der Afrikareisende, welcher die Sprache, die Sitten und Gebräuche des Volkes sehr gut verstand, das Wort und sprach: „Simba, Held deines Namens, denn ein solcher scheinst Du in Wahrheit zu sein, sage mir, bist Du ein immjanga?“ (Zauberdoktor).

„Nein, Bwana, das bin ich nicht. Ich habe nichts mit bösen Geistern der Unterwelt zu schaffen. Aber ich sehe manches im Geiste voraus, was andere nicht sehen; ich ahne gleichsam dieses oder jenes Ereignis, welches dann später auch wirklich eintritt. Aber diese geheimnisvolle Kraft in mir kommt von einem guten, edlen Geiste, den ich selbst noch nicht richtig kenne; aber nach dem meine Seele verlangt und sucht, Bwana; so ist es.“

Simba verneigte sich tief und zeigte dann mit seiner Rechten in den Himmel hinauf. „Recht gesprochen, Sohn des Suaheli-Stammes“, sagte darauf feierlich der Afrikareisende Mr. Brown. „Nun möchte ich Dir, weiser Afrikaner, eine Geschichte erzählen; meine geehrten weißen Freunde hier — er verneigte sich gegen den Kapitän und den jungen Alfons — werden jedenfalls auch gerne an der Sache Anteil nehmen, und Du kannst mir vielleicht helfen, Simba, auf der Suche nach einem verschollenen Sohn. — Tot oder lebendig, ich will Nachricht bringen einem tiefbetäubten Mutterherzen; siehe, deshalb habe ich eine Reise in die Drakensberge schon zweimal unternommen. Jetzt ist es das dritte Mal.“

„Bwana, auch Du hast einen weisen Geist, der Dir soeben geoffenbart hat, was ich Dich schon gerne lange gefragt hätte, aber was mir, als Eurem schwarzen Diener und Sklaven, nicht zusteht. Bitte, sprich, Bwana, Dein Diener hört.“ Sofort brachte ein Diener bequeme Liegestühle herbei, in welchen die

drei weisen Herren Platz nahmen, und die Eingeborenen lagerten sich im Grase, fleißig das Feuer anhaltend, daß es nicht ausgehe. Simba saß zu den Füßen seiner Wohltäter, des Kapitäns und Alfons', denn als solche betrachtete er dieselben. M. Brown, der Afrikareisende, saß in der Mitte, tat noch einige Züge aus seiner langen Pfeife; dann begann er:

„Es ist nicht viel und nicht lange, was ich Euch, meine lieben Freunde, zu erzählen habe; aber es ist traurig, sehr traurig, und derweil wir hier so gemütlich beisammensitzen, mitten in afrikanischer Wildnis, sehe ich im Geiste in Europa eine tieftrauernde Witwe sich in heißem Schmerze um den einzigen, verlorenen und verschollenen Sohn verzehren. Ihre Flammengebete begleiten mich bis hierher, auf daß ich doch diesmal von ihrem Schmerzenskind wenigstens eine Spur — tot oder lebend — finden möge. Zweimal habe ich Euch schon gesagt, daß ich vergebens gesucht; diesmal bin ich nicht mehr allein; der Kapitän und der junge Herr Alfons haben sich mir angeschlossen, und ich hoffe vielleicht glücklicher zu sein und irgendetwas von dem Verschollenen zu erfahren.

Mein Vaterland ist England. In Cheshire steht an den Ufern eines Stromes ein rebenumspinnenes Haus, unser Vaterhaus, in dem mein Zwillingbruder Artur und ich geboren sind. Es war jahrlang ein glückliches Heim, und als unsere beiden Eltern bald nacheinander starben, blieben wir unzertrennlichen Zwillingbrüder im Hause. Artur heiratete eine sehr gute, fromme und häuslich erzogene junge Dame, und das Glück und die Freude waren wieder aufs Neue in der Villa Fortuna in Cheshire eingezogen. Ich selber war so glücklich, blieb bei meinem Bruder, war ein großer Naturforscher und hatte kein Verlangen, mir einen eigenen Haushalt zu gründen. „Dein Gott ist mein Gott, und Dein Land ist mein Land“, so hatten wir zu einander gesagt, und es fehlte mir ja auch nichts; wir teilten alles, Glück und Freude und später auch Leid zusammen.

Artur bekam einen Sohn, und er gab ihm den Namen „Alfred“, und wir liebten den Knaben, verhätschelten und verzogen ihn derart, daß die viel vernünftigeren Mutter oft darüber weinte.

Mit zehn Jahren war der sonst so lebenswürdige, schöne Knabe so eigenwillig, ungehorsam, rechthaberisch, daß kein Mensch mehr mit ihm fertig werden konnte. Fredy war der Schrecken der Nachbarn, die Geißel der Dienstleute; kein Hauslehrer wollte bei uns bleiben und den doch so talentierten Schüler unterrichten. Edith, die sonst so sanfte, gute Frau, weinte und jammerte und sagte oft zu mir und meinem Bruder: „Artur, Du wirst sehen, Fredy wird bald der Nagel zu Deinem und meinem Sarge werden. Die Gute hatte recht, und ich

muß mir vorwerfen, daß ich, sein Onkel, den Knaben am meisten verzogen habe. Alle seine Wünsche habe ich ihm erfüllt, und wenn sie noch so töricht waren. Und wenn mein Bruder, sein Vater, ihn endlich notgedrungen züchtigen wollte, hielt ich aus lauter übergroßer Liebe die Hand über meinen Fredy."

Mr. Brown seufzte schwer und konnte eine Zeitlang nicht weiter sprechen.

„Der Junge kam vom Gymnasium bald wieder heim, wohl mit guten Noten, aber durch sein ungebändigtes Wesen war er auch dort unerträglich. Nichts als Klagen brachte man ins Haus.

Fredy wollte sich der militärischen Laufbahn zuwenden, und es schien auch fast als das beste, ihn auf die Kadettenschule zu senden; dort hoffte man Herr über ihn zu werden. Anscheinend ging's dort auch am besten; ein Zeichen, wie seine Mutter selber sagte, daß nur wir in seinem Elternhause den Fehler an ihm gemacht haben durch eine zu zärtliche Erziehung, daß wir ihm seinen Willen nicht zu brechen gesucht haben.

Fortsetzung folgt.

Eine kleine Missionärin

Ich muß Papa verwahren! — In der Stadt M. war eine Mission. Eines Abends, während eine große Menge Volkes sich zur Kirche begab, spielte die kleine Theresse, das liebliche neunjährige Töchterchen eines reichen Bankiers, auf der Straße. Plötzlich lief sie von ihrem Spiel weg zu ihrem Papa hin, der gerade in der Zeitung las.

„O, Papa, wie glücklich wäre ich . . .“

„Bist Du's nicht? Was fehlt Dir denn dazu, mein Liebling?“

„Ich darf es nicht sagen . . . Oder willst Du mir versprechen, es mir zu geben, wenn Du kannst?“

„Sicher, mein Kind!“

„Nun gut. So höre denn! Ich war auf der Straße und spielte. Da sah ich viele Herren, die in die Kirche gingen, darunter mehrere, die hatten kleine Mädchen an der Hand, und Du, Papa, Du führst mich nie in die Kirche. Diesen Abend. . .“

„Diesen Abend hättest Du gern, wenn ich Dich hineinführe, nicht wahr?“

„Ja, lieber Papa, sehr gern!“

Kurz darauf trat die glückliche Theresse mit ihrem Vater in die Kirche. Er stellte sie neben eine Dame ihrer Bekanntschaft, indem er ihr zuflüsterte, Mädchen dürfen nicht an der Männer-

seite stehen. Dann stellte er sich, als ginge er an die Männerseite, — machte sich aber still aus der Kirche fort. Therese war mit den Augen gefolgt und hatte ihn hinausgehen sehen, sie ließ sich aber nichts merken. Am folgenden Tage bat sie dringend, daß Papa wieder mit ihr zur Kirche gehen sollte. Es geschah. Therese ging mit ihrem Vater an die Männerseite, obgleich in dieser Kirche streng darauf gesehen wurde, daß die Anwesenden nach Geschlechtern getrennt ihre Plätze einnahmen. Therese kniete nieder zwischen den Männern. Als sie bemerkt wurde, kam wirklich der Küster und flüsterte ihr zu: „Mein Kind, da ist Dein Platz nicht.“

„Ach, Herr,“ antwortete sie zwar leise, doch so, daß ihr Vater es verstehen konnte, „lassen Sie mich gefälligst hier, ich muß Papa verwahren.“

Dieses Wort seines geliebten Kindes traf das Herz des Vaters so tief und nachhaltig, daß seine Augen sich mit Tränen füllten und er andächtig der Predigt lauschte. Sie rührte ihn innerlich tief; fortan ging er nicht mehr fort, vielmehr besuchte er, zu Theresens reinsten Kinderfreude, seitdem alle Sonntage die Predigt. Bald auch war Theresens Glück vollkommen, sie verdoppelte ihre Liebkosungen, denn „Papa hat heut sein Fest gehalten“.

Aus dem Reisetagebuch unserer Schwestern

welche am 30. Juni 1931 die Fahrt nach dem Heidenlande angetreten haben

Von Sr. M. Celine

(Fortsetzung.)

Wir mußten schön beisammenbleiben, denn der hochw. Vater Morgenschweiß hatte viel zu erzählen. Er ist erst 6 Jahre da, hat aber schon zwei Kirchlein gebaut und 160 Katholiken getauft. Die Einwohner schätzen ihn sehr hoch. Sie kamen aus den Hütten gelaufen; die Kinder gaben uns alle ein Händchen und blieben unsere treuen Begleiter. Sie verstanden alles: Deutsch, Englisch, Raffriisch, am besten aber, wenn sie dabei ein Bonbon bekamen. Alle waren bekleidet, sogar „schön“ bekleidet nach afrikanischen Begriffen. Augustinus war besonders stolz, hatte er doch vor 14 Tagen seine erste Hose bekommen.

Wir sahen das angehende Kinderheim und auch die Hütten der Eingeborenen; sie sind nicht ganz so groß und hoch und elegant wie ein Zigeunerwagen. Doch die Leute strahlten vor Vergnügen und gerechtem Stolz, als sie uns alles zeigten. Eine Familie verfügte über ein Bett, und die Frau erklärte uns, wie sie am Abend darin unterkommen. Die Eltern schlafen in der Bettstelle und die Sprößlinge auf der Erde quer durch



Möwen bei Kapstadt

die Stube, so daß der ganze Raum wohl ausgenützt ist. In den Hütten, wo man im ganzen nur Raum für 200 annehmen sollte, wohnen denn auch 2000. Da es aber schon spät wurde, mußten wir zum Missionshaus zurück; hier gab es noch eine Tasse Kaffee, und dann ging's wieder auf die Watussi. Unsere Ordensgemeinde war schon um vier verringert.

Am 23. Juli landeten wir in der Lüderitz-Bucht. Die Stadt ist ganz ansehnlich; die Gegend aber noch ebenso öde wie in der Walfischbay.

25. Juli: Nun waren wir schon nahe dem Kap der guten Hoffnung; die Küste wurde abwechslungsreicher, und es gab wieder frisches Grün zu sehen. Möwen folgten uns wieder, große, schöne Tiere. Wie sicher und ruhig sie sich in der Luft wiegten und nach ihrer Beute spähten! Pfeilschnell tauchten sie dann unter und ergriffen sie. Wie oft haben wir abends auf dem Deck gestanden und ihrem Spiel zugeschaut. Ja, die Abende auf dem Schiff werden uns allen wohl unvergeßlich bleiben. Wenn wir ziemlich allein waren, sammelten wir uns ganz hinten am äußersten Ende, und hinausblickend über die unendliche See, die bald stahlblau, bald rotglühend, bald bleischwer zu unsern Füßen lag, grüßten wir unsere liebe himmlische Mutter, den „Meeresstern“, und den lieben Heiland und sangen unsere liebsten Liedchen. — Nun weiter zu unserer Reise.

Um 2 Uhr nachmittags am 25. Juli fuhren wir in Kapstadt ein. „Du malerisches Kapstadt, wie hast du uns betrogen!“ Nichts von Aussicht; Nebel, Regen, Kälte! Wir entschlossen uns, an Bord zu bleiben, obwohl wir gern wieder einmal festen Boden unter den Füßen gefühlt hätten. — Da plötzlich: Die Sonne guckt heraus. Der Tafelberg lüftet die Nebelschleier.



Ubena und Watuffi im Hafen von Kapstadt

Jetzt hatten wir keine Ruhe mehr. Zwar wollten fünf nicht mit, doch Schwester Kreszentiana und ich ergriffen den neuen Regenschirm, faßten uns ein Herz und stiegen hinunter. Vorsichtig ging's erst durch die Pfützen; bald aber waren wir auf „dem trockenen Lande“. Jetzt galt es, unser schönes Englisch an den Mann zu bringen. Wir fragten nach dem Weg und erhielten stets freundliche Auskunft. Ich stellte aber bald fest, daß die Leute hier ihr „Afrikansk“, eine Art Holländisch, dem „Englisch“ beigeben. Nach mancherlei kleinen Abenteuern gelang es uns, die Karten, die wir kaufen wollten, zu bekommen, und vergnügt gingen wir zum Hafen zurück. Die andern bereuten es schon etwas, nicht mitgegangen zu sein. Wir erzählten natürlich von allem Wunderlichen, das wir in der Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt beobachtet und erfahren hatten. Manche Passagiere hatten Blumensträuße gekauft, die allgemeine Bewunderung fanden. Der Tafelberg muß sehr blumenreich sein. Dort wachsen jetzt im Winter noch allerlei schöne Blumen, z. B. die Tafelberg-Heide, eine Art Heidekraut, doch viel größer; eine kleine Blüte ist ein Zentimeter lang und die Stiele mehr als kniehoch, ferner ganz reizende Narzissen. Mehrere Blüten sitzen auf einem Stengel. Diese Blumen haben den Vorzug, daß sie sich in einer Vase, ohne Sand und Wasser, zwei Monate halten können.

Am Abend konnten wir uns auf dem Deck nicht satt sehen an der märchenhaften Beleuchtung des Hafens und der Stadt. Das Schiff sollte um 9 Uhr abfahren; die Verladung dauerte aber bis gegen 2 Uhr nachts, und so lag der Dampfer früh

morgens noch still im Hafen und die Abfahrt für war 6 Uhr morgens festgesetzt.

Sonntag hatten wir wieder heitern Himmel und konnten beständig die Küstenberge sehen. Am Nachmittag begegneten wir dem Schwesternschiff der „Watussi“, der „Ubena“; sie kam von Durban. Als die Schiffe sich ungefähr gegenüberstanden, ging dreimal hüben und drüben die große Schiffs sirene, die Musik setzte ein, und von beiden Seiten winkten die Passagiere einander zu. Wieviel Menschenchicksal trägt jedes Schiff? Jedes zieht seinen eigenen Weg, strebt einsam im weiten Ozean seinem Ziele zu, gerade wie jedes Menschenherz allein dem einzigen Ziele, Gott, auf seinem Wege zustreben soll.

Montag, den 27., waren wir in Port Elizabeth. Dort ist auf einem Hügel ein großer Schlangenpark. Man züchtet dort alle Arten von Giftschlangen. Das Gift wird von ihnen gewonnen und als Gegenmittel bei Schlangenbissen und anderen Krankheiten angewendet. Am Abend fuhren wir ab und landeten am andern Morgen in East-London. Hier besuchten wir den lieben Heiland in einer Kirche und in zwei Kapellen, dann noch ein kurzer Besuch bei den Dominikanerinnen und ihren Schulen für Weiße und für Halbweiße. Wie freuten wir uns, bald auch unsere eigenen Missionschulen zu sehen. Wir waren alle so glücklich, am nächsten Morgen am Ziele zu sein. Heute früh hatten wir noch eine ganz unerwartete Freude und Überraschung. Die Post brachte uns nämlich den ersten Willkommengruß von unserer Mutter Provinzialin und allen Mariannahiller Schwestern. Morgen mittag hoffen wir das Schiff zu verlassen, dann ist Mariannahill schnell erreicht!

Fortsetzung folgt.

3

Wie die Eingeborenen hierzulande waschen

Von Sr. M. Hiltrudis

Frei und sorglos für den morgigen Tag, wie die Eingeborenen sind, so machen sie auch nicht viel Umstände mit dem Waschen ihrer wenigen Habseligkeiten. Am liebsten gehen sie zum Fluß oder zu einer Schlucht, wo Wasser zu finden ist; und da sie keine Waschwannen, keinen Topf zum Kochen der Wäsche haben, kein Waschbrett, keine Waschmaschine usw., so müssen die Steine in der Nähe des Baches alles das ersetzen. Das Kleidungsstück wird ins Wasser getaucht, auf dem Stein ausgebreitet, mit einem rankenden Kraut bestreut und die ganze Masse dann gut durcheinandergearbeitet, bis alles über und über voll Schaum ist. Die dazu benötigten Pflanzen enthalten starken Seifenstoff und verderben nicht selten die Farbe des

Kleidungsstückes. Da diese Art Seife leicht und ohne Geld zu haben ist, wird das Überbleibsel auch nicht aufgehoben bis zur nächsten Wäsche, sondern einfach weggeworfen, denn die Eingeborenen sorgen nicht für den morgigen Tag. Auch ist diese Art Seife viel bequemer als das Seife-Kochen, das Fett und Caustic (Soda) erfordert. Wohl machen sie Bücklinge genug, wenn sie ein Stück Seife geschenkt bekommen.

Ist nun das Kleidungsstück nach ihrer Art genügend eingeseift, dann wird es am Stein hin- und hergeschlagen, denn das Reiben ist dem Eingeborenen zu mühsam. Dann wirft er die ganze Geschichte ins Wasser, wälzt es einige Male herum, und fertig ist die Geschichte! Ob es rein ist oder nicht, darauf kommt es nicht viel an, die Hauptsache ist, daß die Sache wieder einmal erledigt ist. — Nun das Trocknen!

Die gewaschenen Sachen werden auf Sträucher oder auf Felsen zum Trocknen ausgebreitet, was in heißer Sonnenglut bald geschehen ist. Wenn es bei ungünstiger Witterung aber nicht schnell genug geht, oder wenn kein Ersatz zum Wechseln da ist, dann trocknet der Eingeborene seine Kleider einfach auf seiner Haut — am eigenen Körper; er zieht sie gleich nach dem Waschen wieder an. In der heißen Zeit ist so etwas angenehm, nicht so in der kälteren Jahreszeit; da zittern die Kleinen auf dem Boden oder auf dem Schoß der Mutter. Und wenn man die Mutter zur Rede stellt, wie sie so etwas tun könne, dann wird das Kleine wenn möglich in eine Decke gehüllt und auf den Rücken der Mutter gebunden. Ist aber auch keine Decke vorhanden, dann erbarmt sich wohl Frau Sonne und sendet ihre warmen Strahlen, um der Not abzuhelpfen.

Wenn die Kleinen gewaschen werden, so ist auch kein Handtuch bereit zum Abtrocknen; wie es scheint, haben diese Leute dafür gar kein Bedürfnis; die liebe Frau Sonne ersetzt alles.

✻

Der „Schneemann“ von Monte Cassino

Von Fr. M. Bronislawka

Sa, gibt's denn in Rhodesia so viel Schnee, daß man in Monte Cassino einen Schneemann machen kann?“ so wird vielleicht mancher Leser, manche Leserin, denken, als sie obige Überschrift gesehen. Ich selbst bin schon 20 Jahre in Monte Cassino und habe hier noch keinen Schnee gesehen, und doch gibt es einen „Schneemann“ hier. Das hat jedoch seine eigene Bewandnis.

Kürzlich hatten wir Einquartierung. Die Regierung schickte uns einen Krüppel zu, einen Mann ohne Beine; diese waren ihm bis an die Knie abgenommen. Man rechnete schon damit, ihm eine eigene Hütte zu bauen, ihm Krücken machen zu lassen, wer von den Knaben ihn bedienen sollte usw.

Nun wurde der „Jonny“, so hieß er in der Anweisung von der Regierung, in Macheke, unserer Bahnstation, angemeldet. Der Bruder fuhr mit unserm kleinen Lastauto hinaus, um ihn zu holen. Er kam heim und setzte Jonny vor der Türe des hochw. Herrn Paters Superior ab. So fanden wir ihn dort. Seine Stumpfen waren mit argen Lumpen umwickelt. Zuerst galt es nun, seinen Hunger zu stillen.

„Ndine nzara“ (ich habe Hunger), das war wohl das Erste, was er uns sagte. Nun, dem war bald abgeholfen, und dann lud der Bruder ihn wieder ins Auto und fuhr ihn vor die Bubenküche. Als die Knaben und Mädchen am nächsten Morgen zur Kirche gingen, traute ich meinen Augen kaum. Jonny kam auch daher auf seinen Stumpfen, und zwar ganz kuragiert, und wir hatten gemeint, er könne sich nicht von der Stelle bewegen.

Als dann die andern zur Arbeit gingen, kam Jonny auch daher, aufrecht auf seinen Stumpfen und wünschte „mabasa“ (Arbeit). Wir waren ganz erstaunt, denn für gewöhnlich liebt der Eingeborene die Arbeit nicht.

Seine Erscheinung, mit der er nun täglich zum Vorschein kam, gab Veranlassung ihm den Namen „Schneemann“ zu geben. Er macht wirklich den Eindruck wie ein europäischer Schneemann. Ein Mann ohne Beine, dazu recht kräftig gebaut, wie die Schneemänner meistens geformt sind, mit einem breiten Filzhut mit einem roten Band und einer langen krummen Feder, einem gewaltigen Stecken zum Marschieren, den er weit von sich hält, gerade wie der Schneemann daheim. Nur eines fehlt ihm noch: Wenn wir daheim einen Schneemann machten, dann bekam er zuguterletzt noch eine Pfeife; diese habe ich bei unserm Schneemann noch nicht gesehen. Aber sonst macht er ganz den Eindruck wie ein deutscher Schneemann. Darum nennen wir Schwestern ihn auch wohl nie „Jonny“, sondern da heißt es nur: „Schaut, da geht unser Schneemann.“

Man wollte ihm etwas vom Schusterhandwerk beibringen, denn man meinte, das könne er schon, wenn er auch keine Beine habe. Aber ich weiß nicht wie; nach einigen Tagen hörte ich, daß er auf dem Kornspeicher am Dreschen sei. Er sitzt dabei und schlägt mit einem Dreschflegel (einem gewaltigen Stecken) auf die Bohnen, daß der ganze Kornspeicher nur so dröhnt. Wie er die 10 Stufen zum Kornspeicher hinaufklettert, ist mir noch ein Rätsel.

Mutter Gaudiosa besuchte ihn gestern, als er in vollem Dreschen war, sie fragte ihn, ob er nicht traurig sei, weil er keine Füße mehr habe. „O nein“, sagte er, „Yave (der liebe Gott) hat's so gewollt.“

Ich hörte von ihm, daß er seine Beine als Fuhrmann beim Fahren verloren habe.

Das ist die Geschichte von dem neuen „Schneemann“ in Monte Cassino. Wir wollen hoffen, daß aus diesem Schneemann mal ein guter Christ werden wird, wozu er wirklich gute Anlagen hat. Er ist immer heiter und fidel und arbeitsfreudig, trotzdem er keine Beine hat. Ja, er schafft mehr und freudiger als mancher Mensch, der mit zwei gesunden Beinen herumläuft. Wir wollen sehen, was aus unserm Schneemann noch einmal wird. Möchte ihn niemand adoptieren, ihm etwas zukommen lassen, etwa einen Kaki (Anzug) oder eine Decke? Gewiß würde der liebe Heiland es herrlich belohnen, denn: „Was Ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan!“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

Heute, liebe Kinder, muß ich noch weiter erzählen von Nairobi. — Da gibt es sogar eine fromme Henne. Wie geht das zu? Kann denn eine Henne auch fromm sein? — Eine schöne, weiße Henne hat es sich in den Kopf gesetzt, ihre Eier täglich auf denselben Platz zu legen, und zwar muß sie oft viele Umwege machen, um diesen Platz zu erreichen, muß ängstlich hin- und herflattern und den richtigen Moment abwarten, bis es ihr endlich gelingt, in die Missionskirche hinein zu trippeln und

ihr schönes, großes, frisches Ei mitten auf den gepolsterten Sitz des Beichtstuhles vom Pater Missionar zu legen. Einmal wäre freilich bald ein kleines Unglück geschehen, aber der Missionar sah das Ei noch zur rechten Zeit und übergab es, den dankbaren Blick auf die schöne Henne gerichtet, seinem schwarzen Boy, dem Koch, der es seitdem täglich aus dem Beichtstuhl holen ging.

Sonderbar; es scheint, daß es in Nairobi nicht nur besonders intelligente schwarze Kinder, Mädchen und Knaben, gibt, sondern daß auch die Haustiere viel von der Klugheit aufgefangen haben.

Unser großer, tüchtiger Wachthund von unserm Theresien-Klösterlein ist hier zum Schutz der jungen Schwestern unbedingt nötig. Er ist aber auch ein treuer, schöner Nero; das werdet Ihr mir nicht abstreiten, liebe Kinder, sobald ich Euch etwas von seiner Hundeweisheit erzähle. Also aufgepaßt Hans, Peter, Ludwig, Franz, Mariechen, Elschen und wie Ihr alle heißt. Horcht einmal und seht, was ein gescheiter Hund sogar alles aus sich selbst lernen kann.

Nero versteht Deutsch, Englisch und die Sprache der Neger. Er bewacht sehr strenge und sorgsam das ganze Haus und den umzäunten Garten. Bei Tage ist er festgebunden, denn Nero ist sehr scharf und kann besonders unordentlich gekleidete, schmutzige oder halbnackte Leute nicht leiden. Diese scheinen ihm sehr verdächtig, und er würde unbarmherzig auf sie losgehen, wenn er nicht an der Kette wäre. Es wagt sich deshalb auch niemand zum Tore herein oder gar in unser Schwesternklösterchen. Die Kapelle bewacht er treu. Sind die Schwestern und die Kinder in derselben, dann sitzt er draußen und macht so eine tief-ernste Miene, daß man manchmal lachen muß. Er ist überhaupt ein Meister im Mienenspiel. Bald schaut er so stolz und kühn darein, als sei er Meister im ganzen Kloster-Hofgarten; dann sieht er wieder so kindlich darein, besonders, wenn die kleineren Schulkinder sich furchtlos um ihn scharen. Den photographischen Apparat kennt Nero ganz ausgezeichnet. Kaum kommt Schwester Oberin damit ins Freie, um irgendein schönes Bild knipsen zu wollen, so springt Nero pflichteifrig herbei und setzt sich in Positur; — er weiß ja längst schon, wie das geht — verhält sich mäuschenstill und wartet, bis es losgeht. Wird er aber weggejagt, dann troddelt er höchst beschämt von dannen, setzt sich tiefgekränkt in seine Hütte und wartet ab, ob er nicht doch noch gerufen wird.

Kommt Besuch, dann meint er, daß er auch dabei sein muß, bleibt aber doch in respektvoller Entfernung und wartet still, bis man ihm das „Schön hier niedersetzen“ kommandiert.

Nun sagt mal selbst, liebe Kinder, ob dieser Nero nicht wirklich intelligent genannt werden darf.

Des Abends braucht Schwester Stefana nur zu sagen: „Nero, bring deinen Sack zum Schlafen in die Veranda vor den Schwestern-Schlafsaal“, dann läuft er und schüttelt denselben erst tüchtig aus, legt ihn auf den angewiesenen Platz und legt sich darauf hin. Des Morgens bringt er seinen Sack wieder in die Hundehütte. Des Nachts aber wacht er treulich und jagt schon durch den giftigen Ton seiner Stimme alles weg, was sich nahen will, nur wenn Hyänen kommen, dann hält er sich still, zittert und ist froh, daß er in der umgitterten Veranda nahe bei den Schwestern geborgen ist. — Das Heulen und Lachen der Hyänen hören wir fast jede Nacht. —

Des Morgens begrüßt Nero alle aufs freundlichste und streckt die Pfote entgegen. Am liebsten hat er unsere Schwester Hildeberta, hält sich bei ihr vor der Küche auf, und wenn er das Wort „Fleisch“ hört, dann ist er in glückseliger Erwartung. Aber stehlen oder naschen tut unser Nero nicht. Fleisch, Würste, Knochen können ruhig auf dem Tisch liegen; er bewacht alles in der Hoffnung, am Schluß doch so einen Knochen zu bekommen; und das verdient er auch, nicht wahr!

Zum Schluß muß ich noch etwas verraten, nämlich, daß der große, starke Nero sich trotzdem auch sehr zimperlich benehmen kann. Wenn er sich krank fühlt, dann kommt er ganz langsam daher, setzt sich nieder, zittert am ganzen Leibe, hebt die Pfote in die Höhe, als wollte er sich den Puls fühlen lassen, wie er das bei den Kindern schon gesehen hat, und zeigt die Zunge. Einmal hatte nämlich die Krankenschwester zur Zeit einer Epidemie, wo mehrere Kinder zu Bette lagen, sich von einem der kleinen Patienten die Zunge zeigen lassen, und da haben alle Kinder sich im Kreise um die Schwester gestellt und weit ihre rote Zunge herausgestreckt, bis es dem Nero zu dumm wurde. Er hielt das für unartig und zog sich beschämt zurück.

Nero trinkt auch die Medizin, mag sie noch so bitter sein, und er macht es nicht wie so manche Kinder. Sagt man zu ihm: „Ja, Nero, du bist krank“, dann zittert er noch mehr als nötig und bleibt ruhig liegen. Er hofft, glaube ich, dadurch besseres Futter zu bekommen, wenn er krank ist.

Das ist also die Geschichte von unserm Nero. Das nächste Mal erzähle ich Euch wieder etwas anderes.

Liebe Kinder! Heute will ich Euch etwas von Tanga erzählen. Tanga liegt an der Küste des Indischen Ozeans. Wenn wir vom Schiff ans Ufer steigen, leuchtet uns freundlich das neue Missionskirchlein zwischen den hohen Kokospalmen entgegen. Es ist ein einfaches, schlichtes aber schönes Gotteshaus, das wir betreten. Auf dem Hochaltar steht die Statue des heiligen Antonius von Padua, des Patrons dieses Kirchleins. Links und rechts vom Altar sind zwei neue Glasfenster, die erst am Feste des heiligen Antonius eingeweiht und von guten wohlthätigen Christen gespendet wurden. Das eine Fenster zeigt uns das Bild der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu und das andere den großen heiligen Franziskus Xaverius, wie er einen gelb-braunen Guanesen tauft.

Wenn wir nun zur Zeit einer heiligen Messe in die Kirche kommen, so würde Euch, liebe Kinder, etwas auffallen, nämlich die Haltung des schwarzen Meßdieners am Altare. Wäre die Haut nicht so kaffeebraun, dann möchte man fast glauben, ein Engel diene am Altare, so andächtig ist seine Haltung und so ehrfurchtsvoll sind die Verneigungen. Das war nicht immer so, und wie das kam, das will ich Euch nun erzählen:

Karoli, der erste unter den Ministranten, träumte einmal des Nachts, er wäre gestorben. Sein Schutzengel brachte ihn zur Himmelspforte, wo er zuversichtlich anklopfte. Daraufhin erschien der heilige Petrus mit einem ernsten Gesicht und fragte den Knaben nach seinem Begehren. Karoli sagte: „Ich bitte schön um Einlaß in den Himmel.“

„Nur gemacht, Lieber“, sagte der heilige Petrus. „So schnell geht das nicht. Wo kommst Du her?“

„Ich heiße Karoli und komme von Tanga; ich bin Meßdiener dort an der Antoniuskirche.“

„Nun, dann wollen wir einmal nachsehen“, sagte der heilige Petrus, schob die Brille auf die Stirne, musterte sich diesen Himmelsstürmer noch einmal, schlug dann ein großes Buch auf, das auf dem Pulte lag. Da stand mit großen schwarzen Buchstaben folgende Anklage geschrieben:

„Neunzehnmal am Altare umgeschaut, dabei jedesmal allen Leuten, besonders den Christen und Katechumenen Argernis gegeben;

Dreizehnmal in der Sakristei gezankt und andere Jungens gepufft, weil er das Weihrauchfaß und nicht das Weihrauchschiffchen tragen wollte;

Achtmal gezankt, weil er erster Meßdiener sein wollte;

Viermal gezankt, weil er die besseren Kleider tragen wollte.“

O, wie schämte sich da der arme Junge. Ein Glück, daß es die schwarze Haut nicht erkennen ließ, wie ihm die Röte ins

Gesicht kam. Das Herz klopfte ihm hörbar. Da auf einmal machte er seine Augen auf. War es Wirklichkeit? Er befand sich in seiner Hütte. O, Gott sei Dank, es war nur ein Traum. Wie dankte aber Karoli dem lieben Gott, daß er noch lebte und seine Fehler noch bessern konnte. Daß er seine Vorsätze ausführt, das hat die Zukunft bewiesen.

Wie lebhaft seine Phantasie sich damit beschäftigte, erhellt eine andere Begebenheit. Zur besseren Beleuchtung des Folgenden muß ich noch erzählen, daß Karoli ein Nachtwandler ist.

Eines Morgens fand man in der Sakristei den Chormantel außerhalb des Schrankes zum größten Schrecken, denn man glaubte schon an einen Diebstahl; doch als man näher zusah, fand man noch anderes verändert. Das Harmonium war fertig aufgeschlagen und vorbereitet zum Spielen; eine Menge abgebrannter Streichhölzer vor dem Altar deutete an, daß man auch die Kerzen anzünden wollte; die Versehtasche befand sich außerhalb der Sakristei. Schließlich ist man dahinter gekommen, wer der Urheber all dieser Unordnung war, nämlich unser Karoli, der in seinem Traumwandel alle Vorbereitungen treffen wollte zur heiligen Messe, zum heiligen Segen und zu einem Versehgang.

2

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Rheinbrohl Mk. 21 — Apollonia. Heiderhof Mk. 21 — Anna-Maria. Ungenannt Mk. 30. Paderborn Mk. 21 — Heinrich. Alfen Mk. 21 — Maria. N. N. Mk. 21 — El. Kath.

Für die Mission: Fahr a. M. Mk. 3, Eschweiler Mk. 2,50, Massenbachhausen in einem besonderen Anliegen Mk. 2, Pachten Mk. 10.

Für Missionszwecke: Hamborn Mk. 7,50, Ungenannt Mk. 100.

Almosen: Dortmund Mk. 2,50, Paderborn Mk. 10.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Saarlouis II Frs. 50, N. N. Mk. 2, Saarlouis II vom Missionsverein gesammelt Frs. 100.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Es segne und schütze sie das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi, besonders in der jegigen schweren Zeit.

„Ich besiege den Zorn meines Vaters und verföhne durch mein Blut den Menschen mit seinem Gotte.“ Worte des lieben Heilandes an die heilige Mechtild.

REQUIESCANT IN PACE!



Totenglöcklein aus der Genossenschaft

Schwestern, welche in der Zeit vom 1. November 1930 bis 1. November 1931 das Irdische mit dem Himmlischen vertauscht haben:

1. **Schwester M. Emmerana** geb. Gertrud Boß wurde am 2. März 1871 in Lüdinghausen in Westfalen geboren. Am 23. April 1895 trat sie in unsere Genossenschaft ein, und am 23. Juni 1896 trat sie mit anderen Schwestern die Reise nach Süd-Afrika an. Ungefähr 34 Jahre lang stand sie der Küche vor, zuerst auf der Station Reichenau und dann in Revelaer. Mit großem Opfersinn war sie stets bemüht, allen gerecht zu werden. Obwohl schon jahrelang leidend, wollte sie doch nie von einer Erholung etwas wissen. Im Januar dieses Jahres wurde sie jedoch ernstlich krank, so daß eine Operation für unerläßlich schien. Während derselben erhielt sie die heilige Ölunge: der Priester betete die Sterbegebete, und trotz aller Bemühungen der Ärzte erwachte sie nicht wieder. Ihr heldenmütiger Opfersinn wird ihr im Jenseits eine herrliche Krone eingebracht haben.

2. **Schwester M. Rosa** geb. Helena Biesau aus Krefeld (Rhld.) wurde am 2. August 1865 geboren und kam im Jahre 1886 nach Mariannahill. Am 20. Januar 1889 legte sie dort die heiligen Gelübde ab. Sie versah auf verschiedenen Missionsstationen das Amt der Oberin und war bei ihren untergebenen Schwestern als eine fromme, eifrige und auf das Wohl ihrer Schwestern bedachte Mutter beliebt. In ihren letzten sechs Jahren weilte sie als treue und liebevoll besorgte Oberin unserer älteren und abgearbeiteten Schwestern im Herz-Jesu-Sanatorium in Natal. Sie war auch Mitglied des Provinzialrates von Mariannahill und setzte ihre ganze Kraft ein, nicht nur für das ihr anvertraute Sanatorium, sondern für das Wohl der ganzen Genossenschaft, ganz besonders in Süd-Afrika. Ein sehr schmerzliches Leiden, das sie mit musterhafter Geduld ertragen hat, führte sie am 10. Februar 1931 in die ewige Heimat. Möge sie dort oben den wohlverdienten Lohn empfangen für ihr arbeits- und opferreiches Missionsleben.

3. Schwester M. Alberta geb. Ida Emunds wurde am 7. Februar 1881 zu Schleiden (Rhld.) geboren und trat bereits im 16. Lebensjahre, in der Blüte ihrer Jugend, in unsere Genossenschaft ein. Am Feste Mariä Opferung 1901 weihte auch sie sich dem Herrn als Opfer durch die heiligen Gelübde. Wir haben bereits in der Mai-Nummer 1931 von dieser lieben Verstorbenerin in unsern Karitasblüten gesprochen. In der holländischen Filiale, am Gnadenorte in Tienray, bleibt Schwester Alberta, welche sechs Jahre dort das Amt der Oberin versehen hat, in liebevoller Erinnerung. Die liebe Mutter Gottes holte ihr eifriges Kind und die getreue Braut Jesu am 28. März zu sich in die ewige Heimat.

4. Schwester M. Ligouri geb. Katharina Thome, geboren zu Hülsweller am 3. Februar 1857, trat als Lehrerin am 5. Januar 1892 in unsere Genossenschaft ein. Schwester Ligouri wirkte sehr segensreich auf den Stationen in der Schule, bis sie sich ihres leidenden Zustandes halber endlich auf unser Sanatorium Tropo zurückziehen mußte. Sie war eine verborgene, stille, ganz anspruchslose Ordensschwester, die aufs innigste mit ihrem Heiland verbunden war. Das zeigte sich so recht bei ihrem Tode, der am Karfreitag 3 Uhr nachmittags erfolgte, in jener Stunde, wo auch der Heiland am Kreuze das „Consumatum est“ ausgerufen hat. Schwester Ligouri hatte während ihres Lebens unzählige Male ihren Tod mit dem Opfer Jesu am Kreuze vereinigt, und der Erlöser holte sie als Opfer ihrer selbst an seinem eigenen Sterbetage. Seliger Friede und wunderbare Ruhe lag auf den Zügen der so bescheidenen Ordensschwester, und kein Leichengeruch machte sich bemerkbar trotz der afrikanischen Hitze.

5. Schwester M. Acuta geb. Ida Mayer wurde zu Reichenbach in Württemberg am 13. November 1884 geboren und trat am 10. Oktober 1911 in unsere Genossenschaft ein. Noch vor Kriegsausbruch, am 29. Juni 1914, reiste Schwester Acuta mit einigen anderen Schwestern nach Natal in Süd-Afrika. Sie wirkte auf verschiedenen Stationen als treue unermüdete Küchenschwester, bis ein schweres Rückenmarkleiden sie vollständig lähmte. Mit großer Ergebung und Geduld ertrug Schwester Acuta dieses martervolle Leiden und verschied, als von der Kirche das letzte Glockenzeichen von der heiligen Wandlung ertönte, am 12. Mai 1931.

6. Schwester M. Anastasia geb. Reichthalhammer, geboren am 22. Januar 1856 in Engelsberg (Bayern), war in der Mariannhiller Mission mit großem Eifer tätig. In den letzten 17 Jahren besorgte sie den Friedhof auf der Missionsstation „Lourdes“. So lange sie konnte, suchte sie Liebesdienste zu erweisen. Am 26. Mai mußte sie in das Sanatorium gebracht werden, und schon am folgenden Tage gegen 10 Uhr morgens

verschied sie ganz unerwartet schnell infolge eines Herzschlages am 27. Mai 1931.

7. Schwester M. Maura geb. Klara Schmidt, geboren am 25. Mai 1898 in Schlesien, trat am 2. Juni 1921 in unsere Genossenschaft ein und legte am Fest Mariä Himmelfahrt 1923 ihre ersten heiligen Gelübde ab; sie war eine ungewöhnlich reich begabte, edle Seele. Nachdem sie die ersten Ordensjahre im Mutterhause sich besonders der Stickerei widmete, wurde sie dem Studium zugeteilt, bei welchem sie bei ihrem übersprudelnden Talent und ihrer besonderen Begabung für den Lehrberuf keinerlei Schwierigkeiten hatte. Ihre Vorgesetzten schickten sie in das Seminar der ehrwürdigen Ursulinen in Saarbrücken, um sich für das Examen als Gewerbelehrerin vorzubereiten. Sie bestand das erste Examen im Monat März glänzend und mit Auszeichnung, und sie hatte sich in der kurzen Zeit die Achtung der Lehrer und Schülerinnen erworben. Schwester Maura berechnete zu den schönsten Hoffnungen; der liebe Gott jedoch hatte andere Pläne und holte die zarte Blume zu sich in den himmlischen Garten. Vom Seminar aus wurde sie nach Ruppichteroth zur Erholung geschickt. Da jedoch die Hoffnung auf eine Wiedergenesung nicht aufkommen wollte, nahm das Mutterhaus die liebe Kranke unter seine schützenden Fittiche, wo die junge Schwester ihre schöne Seele mit einem freudig überraschten, verklärten Blick zum Himmel aushauchte.

3

Gute Bücher

Altes und Neues vom Christkind betitelt sich das neue Büchlein von S. Lorzing, ev. Pastor emer. in Göttingen. Preis 1,80 Mk. kart., 2,50 Mk. gebd. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Es will das Lob des Jesuskindes verkünden und in kindlicher Art plaudern. Möge es viele Freunde werben und vielen Seelen dazu helfen, an der Krippe des holden Kindes Weihnacht zu feiern, selbst ein Kind zu werden, einfältig, hingebend, aufrichtend, voll tiefen Gemütes, gläubig, lebenswürdig, still und froh.

*

Christkind kommt. Weihnachtsgedichte, gesammelt von Helene Pages. 2. Auflage. 60 Seiten. Kart. 1,60 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Helene Pages bietet uns im vorliegenden Bändchen eine reiche Sammlung wertvoller Weihnachtsgedichte aus alter und neuer Zeit. Das Bändchen bietet für kleine und große Kinder etwas: Innig fromme Krippenlieder und Gebetchen und ernste inhaltsreiche Verse. Für die stille Feier daheim oder für eine Schulfeier enthält das Büchlein brauchbares wertvolles Material.